

Sich zu orientieren war für Fedor unmöglich. Seine Handgelenke hatte man erneut mit einem Kabelbinder auf dem Rücken fixiert und über seinen Kopf einen kleinen Sack gestülpt, der modrig und übel roch.

Nach einer langen Fahrt, die er auf dem harten Boden im Fond eines Transporters verbracht hatte, wurde er aus dem Fahrzeug gezerrt und stand mit schlackernden Beinen auf schlammigem Untergrund. Russische Stimmen waren zu hören.

Die von diesem Oberst sagte: »Lassen Sie sich von dem Kind nicht auf der Nase herumtanzen. Der Jugendliche wird Ihnen alle möglichen Lügen auftischen, von wegen, er sei entführt worden, er sei Deutscher und ähnlichen Blödsinn. Er ist ein Russlanddeutscher, der denkt, er wäre was Besseres. Und passen Sie gut auf, der Junge ist gewalttätig. Sie erhalten pro Tag eintausend Rubel, bei Gelegenheit holen wir ihn wieder ab. Hier sind die ersten zehntausend. Trotzdem sollte ihm kein Schaden zugefügt werden. Verstanden?«

Die Stimme eines scheinbar sehr alten Mannes antwortete: »Sie können sich auf uns verlassen. Eine bessere Obhut gibt es für ihn nicht.«

»Okay. Auf Wiedersehen.«

Schritte waren zu hören, zwei Türen krachten, der Transporter fuhr davon.

Fedor spürte einen derben Schlag zwischen den Schulterblättern und der Mann geiferte ihn an: »Daley, vy durak!«

Fedor wusste, dass »durak« eines der universellen Schimpfworte Russlands war, das so ziemlich alles zwischen »Dummkopf«, »Trottel« und »Narr« bedeuten konnte. »Ich bin kein durak!«, schimpfte es unter dem Sack und: »Du dämlicher ublyudok!« – Das wiederum war das Lieblingsschimpfwort des Vaters, zudem ein wenig schärfer als nur »durak«. Hinter »ublyudok« verbarg sich etwas wie »Missgeburt« oder »Bastard«.

Er erhielt einen weiteren Schlag, diesmal gedämpft durch den Sack, gegen den Hinterkopf. Der Mann ergriff Fedors Hals von hinten und führte den Jungen. Kurz darauf wurde er auf die Rückbank eines Autos gedrückt. »Benimm dich!«, grunzte der Mann. »Sonst werfe ich dich von einer Brücke! Und ich warne dich kein zweites Mal!«

Fedor verhielt sich still. Dieses Auto hatte hinten keine Türen. Es klapperte schrecklich und klang eher wie ein Panzer. Zudem ging die Fahrt über löchrige und holprige Feldwege.

»Gleich sind wir da, dann bin ich dich endlich los und habe Feierabend«, raunte es vom Fahrersitz.

Tatsächlich stoppte das Fahrzeug. Der Kerl stieg aus, klappte den Fahrersitz nach vorn und zerrte Fedor aus dem alten Moskwitsch. Er ergriff dessen Handgelenk und zog den Jungen mit sich. Sie liefen über einen Weg und Fedor spürte, dass dieser von Büschen eingefasst war. Bald darauf wartete der Mann an einem Tor, bis sich einige Meter entfernt eine Haustür öffnete.

»Ach, du bist es, Iwan! Was willst du mitten in der Nacht? Und wer ist das?« Schritte näherten sich, ein quietschendes Tor wurde geöffnet.

»Erzieherin Dunja, haben Sie dich schon wieder zur Nachtwache verdonnert? Du Ärmste. Ich bringe einen Zögling im Auftrag der Staatsmacht. Lasst euch von diesem Kerl nicht auf der Nase herumtanzen, er wird euch viele Lügen erzählen, von wegen jemand hätte ihn entführt und er sei ein Deutscher. Der da ist nur ein gewalttätiger Russlanddeutscher. Immerhin, ihr bekommt pro Tag einhundert Rubel. Hier sind die ersten tausend, das reicht für zehn Tage. Meinen Anteil, zweihundert, behalte ich gleich ein. Ihr sollt ihm nicht zu sehr zusetzen, damit man ihn noch erkennt, falls er abgeholt wird. Ach ... Papiere hat er nicht, die behält man in Moskau, damit er sich nicht davonschleichen kann.«

»Dieser üble Betrüger hat soeben 9.200 Rubel verdient!«, erklang es dumpf und in gebrochenem Russisch aus dem Sack.

»Was hat er gesagt?«, fragte die derbe Frauenstimme der Erzieherin.

Fedor spürte einen Schlag im Gesicht, ein Handrücken war ihm auf die Nase geknallt. Tränen schossen in seine Augen, ihm entfuhr ein Stöhnen.

»Nichts hat er gesagt«, meinte der Mann, der Fedor getroffen hatte. »Gar nichts. Hier, nimm deine 800 Rubel, Dunja, und den Kerl. Sperr ihn am besten erst mal weg, dann können sich eure Männer morgen um ihn kümmern.«

»Bring ihn rein!«, forderte Dunja.

Der Mann ergriff Fedors Oberarm und führte den Jungen, der über eine hohe Schwelle stolperte. Dann löste er den Strick am Hals und zerrte Fedor den Sack vom Kopf. Es ging sogleich weiter durch einen Flur. Erzieherin Dunja lief voran und schimpfte unablässig über Gott und die Welt und irgendwelche Bälger. Ungewohnte Gerüche krochen in Fedors lädierte Nase, eine Mischung aus Fäkalien, Schweiß und Essen.

Ein scharrendes Geräusch erklang. Fedor ging davon aus, dass gerade ein Riegel zur Seite geschoben und ein Verschluss geöffnet wurde. Der Mann griff Fedor derb an den Hals und zwang den Jungen zu einer Verbeugung, dann gab er ihm einen Stoß. »Hinein mit dir in deine schöne Bleibe!«, grunzte er.

»Und verhalte dich ja still, sonst setzt es was!«, sagte diese Dunja. »Wie heißt er überhaupt?«

Fedor stürzte in den Verschluss, dessen Boden aus Ziegelsteinen bestand. Es war feucht und roch hier noch derber nach Fäkalien.

»Ja, wie heißt du überhaupt?«, wiederholte der Alte.

Der Junge knirschte mit den Zähnen. »Fragt doch die in Moskau!«, zischte er. »Ihr seid alle tot! Alle! Das verspreche ich euch!«

»Nimm den Mund nicht zu voll.« Die Erzieherin lachte kurz auf. »Meine Pädagogen werden erfreut sein, wenn sie dir das Lästermaul stopfen können!«

Eine Brettertür schlug zu, der Riegel knirschte.

Fedor sperrte die Ohren auf.

Flüstern.

»Könnte es sein, dass dieser Junge Fedor Sorokin heißt?«

»Wie kommst du darauf, Erzieherin Dunja?«

»Ein Gefühl.«

»Bist du neuerdings unter die Hellscher gegangen?«

»Wenn es tatsächlich dieser Fedor ist, dann ist er blind.«

»Blind? Ist mir nicht aufgefallen. Nun ja, alles wird sich aufklären. Gute Nacht, Erzieherin Dunja.«

»Gute Nacht, Iwan.«

Ein feines Klicken erklang. In Fedors Gehirn entstand das Bild des Raumes in Graustufen. Ob beleuchtet oder nicht, spielte dabei keine Rolle. Die Kammer war höchstens vier Quadratmeter groß und maximal einen Meter hoch. Ganz hinten stand ein Gegenstand, den Fedor als Eimer identifizierte. Die Finger des Jungen suchten den Boden ab. Nichts! Hier gab es weder ein Bett noch einen Stuhl noch eine Decke. Hier gab es gar nichts, abgesehen von einem stinkenden Eimer!

Die Kälte kroch unter Fedors Kleidung. Er lauschte. Draußen klappte eine Tür, dann fuhr das alte Auto weg. Schritte näherten sich dem Verschlag, hielten kurz inne und verschwanden schließlich. Von da an herrschte Ruhe.

Fedor lag auf der Seite. Er tastete mit der linken Hand unter das rechte Hosenbein, fand den Elektroschocker im Strumpf, zog ihn heraus und hielt ihn in der rechten Hand; entsichert, den Daumen auf dem Auslöseknopf. Nur den Elektroschocker hatte er verstecken können, alles andere hatten ihm die Typen vom Geheimdienst abgenommen.

Der Junge begann zu zittern, rollte sich auf dem Boden zusammen und wartete. Er besaß kein Zeitgefühl und

wusste längst nicht mehr, ob es Nacht oder Tag war. Wo nur hatte man ihn hingebacht? Pädagogen? So bezeichnete man in Deutschland die Lehrer. Wie aber, bitte schön, sollten an diesem unwirtlichen Ort Pädagogen erscheinen?

Er drehte sich auf den Rücken, zog die Beine an und rutschte bis zur Tür des Verschlages. Dann zog er die Knie ans Kinn und trat mit beiden Schuhsohlen gleichzeitig gegen die Tür. Dass machte zwar einen Höllenlärm, doch es brachte, abgesehen von Schmerzen in den Fußgelenken, nichts ein. Die Holzbretter der Tür waren äußerst massiv. Trotzdem trat Fedor aller paar Minuten dagegen, um anschließend zu lauschen.

Nichts rührte sich.

Fedors Atem wurde allmählich ruhiger, als der Schlaf ihn übermannte.

*

»Holt ihn da raus!«

Fedor schreckte aus dem Tiefschlaf auf. Er hörte mehrere Stimmen. Jemand griff ihm an die Waden und zog ihn über den rauen Boden. Der Junge spürte den Elektroschocker in der rechten Hand, versuchte um sich zu treten, wurde jedoch sofort derb gepackt. Der Elektroschocker berührte einen seiner Widersacher und Fedor drückte lange auf den Auslöser. Jemand brüllte wie am Spieß, der Griff an seinen Waden wurde lockerer. Erneut trat der Junge um sich, hielt den Elektroschocker wie eine Waffe vor sich und klickte

ununterbrochen. Es waren vier Personen, eine – die noch immer brüllte – lag am Boden.

»Was hat er da?«

»Keine Ahnung!«

Im gleichen Moment wurde Fedor von hinten gepackt. »Ich habe ihn! Nehmt ihm das Ding weg!«, schrie die Stimme der Erzieherin Dunja.

Im gleichen Augenblick schlug Fedor etwas sehr Hartes auf die rechte Hand, er verlor den Elektroschocker und spürte starke Schmerzen im Handgelenk. Dann trafen ihn unzählige kräftige Schläge, bis er aufgrund eines hammerharten Schlages gegen die linke Schläfe die Besinnung verlor.

Moskau

15. April

Sorokin und Komsomolzev waren bestens ausgestattet. Zur Verständigung trugen sie Ohrhörer und winzige Mikros und waren zudem mit Pistolen bewaffnet. Bobrow folgte, ohne einen Ton von sich zu geben.

»Du machst nur, was wir dir sagen!«

Kasakow meldete sich über Funk. Er überwachte die Aktion von der FSB-Zentrale aus. »Leute«, sagte er, »das wird verdammt heiß. Fast die gesamte Abteilung URPO ist ausgerückt. Mit allem Drum und Dran.«

»Ist mein Junge dabei?«, fragte Sorokin.

»Ich habe Fedor nicht entdeckt. Schestakow führt jedenfalls das Rudel an und die Nowikowa ist auch dabei. Sie sind mit achtzehn Fahrzeugen in den Krieg gezogen.«

»Überwachst du die Metrokameras?«, fragte Komsomolzev.
»Aber natürlich. Die Stationen Krasnopresnenskaya und Barrikadnaya. Und meine Signale sagen mir, dass sie das in der Krasnopresnenskaya auch tun.«

»Irgendwas Auffälliges?«

»Noch nicht. Aber gleich bestimmt. Die Kolonne müsste jeden Moment an der Station Krasnopresnenskaya ankommen.«

»Okay. Wir steigen jetzt in die Nummer 7 ein. Kontaktiere Jerchow und sag ihm, dass wir nicht in der Krasnopresnenskaya, sondern in der 120 Meter entfernten Barrikadnaya ankommen. Sie sollen mit dem Jungen in südlicher Richtung vor der ersten Tür des zweiten Waggons stehen und ihn einsteigen lassen. Im Gegenzug lassen wir Bobrow aussteigen.«

»Okay.« Die Verbindung wurde unterbrochen.

Die U-Bahn der Linie 7 fuhr pünktlich ein, der Bahnsteig war überfüllt. Sorokin schob Bobrow vor sich her und betrat noch vor Komsomolzev den Waggon. Auch Komsomolzev hatte sich bis zum letzten Moment umgeschaut. Die Bahn fuhr an. Nur zwei Stationen lagen zwischen dieser und der Metrostation Barrikadnaya. Dort würden sich die braune Kreis-Linie Nummer 5, die rings um das Zentrum Moskaus führte, und die fliederfarbene Tagansko-Krasnopresnenskaya-Linie Nummer 7 kreuzen. Das kleine Team war im Norden an der Station Begovaya eingestiegen. Der Waggon war überfüllt. Bobrow liefen Rinnsale von Schweiß über die Schläfen und Sorokin verschaffte ihm mit seinen kräftigen

Armen einen Platz zum Atmen. »Ganz ruhig«, sagte er und lauschte, denn Kasakow meldete sich über Funk.

»Ich habe Jerchow die Nachricht überbracht. Die Kolonne stürmt momentan rüber in die Station Barrikadnaya und riegelt dort alles ab. Mächtiges Chaos herrscht da. Oben rangieren ihre Fahrzeuge, unten ihre Leute.«

»Was ist mit Fedor? Hast du meinen Jungen gesehen?« Auch Sorokin schwitzte.

»Negativ. Ich glaube, sie verarschen uns.«

Komsomolzev mischte sich ein. »Vielleicht bringen sie ihn erst im letzten Moment.«

»In Höhe des zweiten Waggons stehen jetzt nur noch FSB-Leute. Sie haben die Zivilisten verdrängt. Der Junge ist nicht dabei.«

Die Metro hielt. Erneut schauten sich Komsomolzev und Sorokin um, blickten durch die Fenster hinaus auf den Bahnsteig der Station, die nach der Straße des Jahres 1905 benannt worden war.

»Noch immer nichts. Da kommt auch kein Fedor mehr«, erklang die Stimme Kasakows. »Sie haben eine Bahn aus der Gegenrichtung vor der Station stoppen lassen und drängen nach wie vor die letzten Zivilisten aus der Barrikadnaya raus. Das ist ein Fake, glaubt mir, die wollen euch abschlachten. Wenn ihr mich fragt ...«

»Sei still«, fuhr Komsomolzev dazwischen. »Wo hält sich Jerchow momentan auf?«

»Er hat Termine im Kreml und fliegt gegen 12 Uhr mit dem Präsidenten nach Nischni Nowgorod, um irgendeine Messe zu eröffnen.«

»Was ist mit Fedor?«, fragte Sorokin erneut und schaute auf die Uhr. 8:07 Uhr.

»Nicht die kleinste Spur von ihm. Es sind jetzt keine Zivilisten mehr in der Station Barrikadnaya. Die FSB-Leute entschleunern ihre Waffen und treffen Absprachen. Sie nehmen eine Doppellinie ein. Ihr solltet besser nicht in der Bahn sein!« Kasakows Stimme klang äußerst beunruhigt. »Wirklich nicht!«

Der Wagenzug näherte sich bereits der Station Barrikadnaya.

»Aljoscha, siehst du den Jungen?«, fragte jetzt Komsomolzew.

»Negativ«, antwortete Kasakow sogleich.

»Okay.« Komsomolzew zog seine Waffe, entschleunerte sie, hob den Arm und gab einen Schuss durch die Waggondecke ab. »Verhaltet euch ruhig!«, brüllte er und hielt mit der linken Hand seine Polizeimarke vor die erschrockenen Gesichter. »Und macht gefälligst Platz!« Dann raunte er Sorokin an: »Schnell, zum Cockpit!«

Die Ameise sorgte für den freien Weg, ohne Bobrow auch nur einen Moment lang loszulassen. Die letzte Tür öffnete er gewaltsam mit einem Fußtritt. Ein Uniformierter saß am Steuer der U-Bahn und hob sofort die Hände.

Noch ein letztes Mal fragte Komsomolzew: »Aljoscha, ist Fedor zu sehen?«

»Definitiv nicht.«

Er wendete sich an den Fahrer: »Okay. Wir lassen die Station Barrikadnaya heute aus. Du wirst so schnell durch die Station fahren, wie es nur geht, sonst wird dein Zug wie

ein Sieb aussehen. Verstanden? Die Typen, die dort warten, verstehen keinen Spaß.«

»Das geht aber nicht«, erklärte der Alte. »Wenn das Signal auf ›Halt‹ steht, werden wir automatisch gestoppt.«

»Dann rede mit deinen Leuten. Sag, der Geheimdienst hat deinen Zug gekapert und dieser wird durchfahren. Und zwar mit höchstem Tempo!«

Der Mann war leichenblass und nickte. Während er das Tempo der Bahn erhöhte, sprach er mit seiner Streckenüberwachung. »Sie sagen, sie hätten den Befehl, den Wagenzug zu stoppen«, sagte schließlich seine trockene Stimme.

Sorokin nahm dem völlig fertigen Mann das Sprechgerät aus der Hand. »Mit wem rede ich?«

»Wer ist da?«

»Hier ist Anatolij Sorokin. Teilen Sie Ihrem lebenswerten Oberst Daniel Leonidowitsch Schestakow mit, dass er seinen Teil der Vereinbarung nicht erfüllt hat. Wenn unser Signal nicht auf ›freie Fahrt‹ steht, sprengte ich die gesamte Bahn in der Station Barrikadnaya in die Luft. Und damit auch seine ganze verdammte Abteilung. Das ist mein letztes Wort. Ende.«

Zitternd übernahm der Fahrer wieder das Sprechgerät und steckte es in die Halterung. »Noch steht das Signal auf ›Halt‹«, raunte er.

»Ist das die maximale Geschwindigkeit?«, fragte Komso-molzew und klopfte dem Mann leicht auf die Schulter.

»Schneller geht nicht, sonst fliegen wir unmittelbar nach der Station aus den Schienen, wenn die Weiche kommt«,

raunte der Mann. »Wir erreichen die Station Barrikadnaya in dreißig Sekunden. Pünktlich 8:11 Uhr.«

»Was ist mit dem Signal?«

»Es sagt: ›Halt.«

Mit kreischenden Rädern fuhr die Metro in die Station ein. Schestakows Leute wichen von der Bahnsteigkante zurück.

»Die Strecke ist freigegeben!« Der Fahrer lachte sichtlich erleichtert auf. »So schnell bin ich noch nie durch diese Station gefahren!« Der Zug hatte die Station bereits hinter sich gelassen. »Bis zur Puschkinskaya sind wir jetzt ziemlich lange unterwegs.«

Komsomolzev schaute Sorokin fragend an. Der nickte, dessen Gedanken erahnend.

»Gibt es auf diesem Abschnitt einen Kontrollschacht an die Oberfläche?«

»Einen? Jede Menge gibt es da. Am besten, ihr nehmt den am Patriarchenteich, da kommt ihr direkt in einem Wartungsraum in der Malaya Bronnaya Ulitsa raus.«

»Okay.« Sorokin nickte. »Bring uns so schnell es geht dorthin.«

»Sicher, sicher«, raunte der Mann. »Sie werden dann ganz bestimmt den Zug nicht in die Luft sprengen?«

»Wir haben doch gar nichts zum Sprengen dabei«, antwortet Sorokin. »Absolut nichts.«

»Es war also nur eine Finte?« Der Alte kicherte. »Es war also nur eine Finte. – Nu, vsjo khorosho, chto khorosho konchayetsya ...« Ein Deutscher hätte gesagt: »Ende gut – alles gut.« »Jedenfalls müsst ihr rechts aussteigen und in den Rettungsschacht gehen. Alle Türen lassen sich von unten

öffnen. Nur von oben nicht. Es gibt also kein Zurück in den Schacht.« Er blickte auf seine Armbanduhr, die er neben den Bedieninstrumenten befestigt hatte. »In sechseinhalb Minuten sind wir da. Ich werde an der Stelle ganz langsam fahren.«

*

Vierzehn Minuten später liefen die drei Männer bereits durch den Park, unmittelbar am Ufer des Patriarchenteiches entlang.

Ganz plötzlich schritt Sorokin auf eine Eiche zu und schlug heftig mit der rechten Faust gegen deren Rinde, was dem Baum allerdings wenig Schaden zufügen konnte. Dann drückte er die eigene Stirn auf seine Faust.

»Das war eine Kriegserklärung!«, zischelte er. »Wenn meinem Fedor auch nur ein einziges Härchen gekrümmt wird, dann ... – Ich bin schuld an Fedors Verschwinden. Er hat mir vor dem Haus von Katie von dem Überwachungsfahrzeug erzählt. Ich wollte ihm nicht glauben. Also ist er losgerannt und wollte mit seinem Handy eine Tonaufnahme machen, um es mir zu beweisen. Ich ...«

Komsomolzev schlug seinem ungleich stärkeren Freund derb auf die linke Schulter. »Tolik, noch gibt es keinen Grund zum Ver zweifeln. Vielleicht sollten wir die Medien einschalten, um Jerchow unter Druck zu setzen?«

Sorokin schaute auf. Seine Augen glänzten feucht. Genau das war bei seinen Augen nur höchst selten der Fall.

»Niemals! Damit gefährden wir nicht nur die Journalisten, sondern vor allem Fedor. Das ist der völlig falsche Weg,

Sascha.« Noch einmal schlug Sorokin gegen die Eiche, als hätte er vor, sie mit der bloßen Hand zu fällen. »Wir brauchen jemanden, der über Fedors Aufenthaltsort auspackt. Und wir müssen Jerchow etwas wegnehmen, was er unbedingt zurückhaben will. Das muss unser Lösungsansatz sein!«

Konstantin Bobrow betrachtete die Schuhspitzen seiner schwarzen Lackschuhe. »Man kommt an seine Goldmünzensammlung ran. Mit viel Mühe, meine ich.«

Komsomolzev und Sorokin zeigten sich auf einmal sehr interessiert.

»Jerchows Haus steht in einem der sichersten Wohngebiete Moskaus«, erklärte Komsomolzev. »Außerdem wird er seine Sammlung nicht auf dem Fußballtreter präsentieren.«

»Nein. Wird er nicht. Er bewahrt sie in seinem Panic-Room auf. Und der wird bewacht und ist elektronisch gesichert. Aber ...«

»Aber?«, fragten die beiden Zuhörer gleichzeitig, weil ihnen die Pause ein wenig zu lang wurde.

»Bewacht wird der Raum von Leuten wie mir. Und den Code kennt Olga Timurowna.«

Komsomolzev blickte Sorokin fragend an. »Was ist, Tolik, wird uns Jerchows Frau behilflich sein?«

Der nickte. »Ja. Ich vermute, dass sie es tun wird. Sie war in der ›Weißen Rose‹ sehr vertrauenswürdig.«

»Sag ruhig ›anzüglich‹. Okay. Versuchen wir es.« Komsomolzev schaltete das Funkgerät ein und kontaktierte Alexej Borjenka Kasakow. »Aljoscha? Nimm den Transporter und hol uns nördlich des Patriarchenteiches ab.« Dann reichte er

Sorokin ein Handy. »Ruf die Jerchowa damit an. Die Nummer ist unter Position sechs gespeichert.«

Sorokin nickte, nahm das Handy und wählte die Nummer. Er entfernte sich einige Schritte und hörte das Freizeichen.

Es war tatsächlich ihre Stimme, die er hörte. »Ja?«

»Ich bin es. Die Ameise. Der Mann von gestern ...«

Sie unterbrach sofort. »Mein Horny Rossii? Wie geht es meinen Jungs Kostja und Ignascha? Ich lass dir den Schwanz abhacken, wenn ihnen etwas zustößt, Süßer!«

»Ich kann Ihnen versichern, dass es beiden gut geht. Kostja ist hier bei mir und Ihr Sohn ist in Sicherheit. – Aber ... Der Plan ist nicht aufgegangen. Ihrem ehrenwerten Gatten scheint selbst Kostja völlig egal zu sein.«

»Schade. Aber auch kein Wunder«, hauchte sie. »Solch süße Fickärsche gibt es schließlich an jeder zweiten Ecke in unserer Stadt. – Und nun?«

»Hören Sie, Olga Timurowna, ich muss meinen Sohn finden. Und ich muss Ihren Gatten unter Druck setzen.«

Sie lachte am anderen Ende. »Ich ahne es! Ihr wollt also seine Goldmünzen klauen? Da habt ihr mächtig dran zu schleppen. Seit der Finanzkrise hat mein lieber Boris Jewgenij Unmengen davon gehortet.«

Kurzerhand fragte Sorokin: »Werden Sie uns behilflich sein?«

Die Jerchowa schwieg zunächst. »Es sind im Moment zwei Wachmänner hier. Sie stehen direkt am Eingang.«

»Helfen Sie uns also?« Sorokin wartete auf eine Antwort. Doch die Jerchowa hatte bereits aufgelegt. Die Ameise ging

zu Komsomolzev und reichte ihm das Handy. »Olga Timurowna wird euch helfen«, sagte er.

»Euch? Wirst du nicht dabei sein, Tolik?« Komsomolzev schaute Sorokin fragend an.

Der schüttelte den Kopf. »Ihr seid zu dritt. Mehr Leute sind nicht notwendig für diese Aktion. Ich hole mir in der Zwischenzeit Schestakows Schatten, seine Olga Antonowna Nowikowa, und quetsche alles aus ihrem Gehirn heraus, was mit Fedors Verschwinden zu tun hat. Allein falle ich weniger auf.«

»Ein Riese wie du fällt immer auf!«, konterte Komsomolzev. »Du kannst nicht ins FSB-Quartier marschieren und ...«

»Warte, warte, Sascha. Die Nowikowa wird doch Schestakow das Mittagessen besorgen, oder? Er ist immerhin ihr Oberst.«

»Falsch geraten. Die beiden essen immer in der Kantine, wenn sie in der Zentrale sind. Im Einsatz zehren sie nur von ihrer Liebe.« Komsomolzev lachte spöttisch. Dann nahm er erneut Kontakt zu Kasakow auf. »Bist du schon unterwegs, Aljoscha?«

»Selbstverständlich. Ich komme nur nicht vorwärts in diesem Scheißverkehr!«

»Hast du eine Ahnung, wo sich Schestakow gerade aufhält?«

»Der ist mit allen Einheiten zur Station Puschkinskaya gedüst. Das ist der letzte Stand der Dinge. Ich bin in fünf Minuten da.«

Die Blicke von Sorokin und Komsomolzew trafen sich. Die Ameise zeigte in südwestliche Richtung. »Die Puschkinskaya ist dort?«

Komsomolzew nickte. »Sind 500 Meter. Zuerst kommt die Station Tverskaya. Auf der anderen Straßenseite die Puschkinskaya. Die wirst du an Schestakows Truppenaufmarsch erkennen. Wir treffen uns sechzehn null null bei mir.« Er schlug Sorokin erneut auf die Schulter. »Viel Glück, Riesensbaby.«

»Dir auch, Sascha. Wir sehen uns.«

Sekunden später war die Ameise verschwunden.

*

»Boris Jewgenij? Hier ist Oberst Schestakow. Unser Einsatz war leider nicht von Erfolg gekrönt. Sorokin ist uns durch die Lappen gegangen. Er hat mir persönlich gedroht, falls er seinen Sohn nicht zurückbekommt.«

»Ich kann jetzt nichts tun, das Balg bleibt jedenfalls, wo es ist. Wir reden gegen 15 Uhr wieder miteinander, dann bin ich zurück in Moskau. Finden Sie Sorokin und die Wolkowal!«

Nähe Podol'sk

15. April

Eiskaltes Wasser stürzte über das »Balg«, ließ es aus der Ohnmacht erwachen und seinen Mund nach Atemluft

ringen. Seine Handflächen fuhren über den Boden. Fedor spürte grobe Fliesen mit vielen Rissen. Er war völlig nackt.

Als das Wasser von ihm geflossen war, brüllte die Stimme eines jungen Mannes: »Los, hoch mit dir, Bastard!«

Fedors Gesicht und das rechte Handgelenk schmerzten stark. Taumelnd stand er auf. Er wollte sich mit dem Klicksonar orientieren, doch das gelang ihm nicht, denn Zunge, Lippen und Wangen waren angeschwollen. Er sah die Faust nicht, die kurz darauf seinen Bauch traf, und er schlug mit den Kniescheiben auf den Fliesen auf.

»Du wirst tun, was ich dir befehle!«, brüllte die Stimme. »Wolltest mich wohl töten mit diesem Scheißding? Das könnte dir so passen, Bastard!«

Fedors Lungen bettelten nach Luft. Er kniete auf dem Boden und röchelte. Im selben Moment trat ihn ein harter Schuhtritt von hinten zwischen die Beine. Der Junge krümmte sich auf den Fliesen, schrie vor Schmerzen und hielt die Hände zwischen die Beine. Noch einmal trat der Typ zu, dieses Mal in Fedors Seite.

»Mit mir legst du dich nie wieder an! Hast du verstanden? Sonst wirst du totgefickt! Versprochen!«, brüllte die Stimme.

Fedor vergrub sich unter den eigenen Armen in Erwartung eines neuen Schlages.

»Steh auf! Sonst mach ich dir Beine!«, kreischte es.

Der Junge konnte sich nicht erheben, die Schmerzen im Unterleib waren zu stark.

Der Fremde zerrte ihn ohne Rücksicht hoch und riss Fedor mit sich. Hinaus aus dem Waschraum in einen Flur. Fedor hörte das Raunen verschiedener Stimmen, die allesamt sehr

jung klangen. Eine Tür wurde geöffnet, der Junge stieß mit den Zehen des linken Fußes gegen eine Schwelle, stolperte und wurde zudem von diesem Kerl, der ihn am linken Arm gepackt hatte, mit einem weiteren Fußtritt in den Allerwertesten in diesen Raum gestoßen.

Jammernd und nackt lag Fedor auf dem Fußboden und krümmte sich erneut. Er spürte, dass noch andere Personen anwesend waren.

»Zeigt dem Neuen, wo es langgeht!«, brüllte der Schläger. »Ihr solltet kein Mitleid mit ihm haben. Er hat euch als Abschaum bezeichnet und ihr solltet besser abgeschlachtet werden, hat er gesagt.«

Die Tür krachte zu und wurde von außen abgeschlossen. Der Typ, dessen Körpergeruch unvergesslich in Fedors Gehirn gespeichert war, hatte den Raum verlassen. Jemand näherte sich, verrieten ihm die Bodendielen. Fedor konnte die fremden Füße direkt vor der Nase riechen. Kurz darauf drückte eine Fußsohle auf Fedors Gesicht. Jedoch nicht so, dass es zusätzlichen Schmerz verursacht hätte.

»Hast du das wirklich über uns gesagt?«, fragte eine Stimme. Sie schien einem Jungen zu gehören, der ungefähr in Fedors Alter war.

»Habe ich nicht«, hauchte Fedor.

Der Fuß verschwand aus Fedors Gesicht. »Das will ich für dich gehofft haben. Sonst mach ich dich nämlich fertig. Das kannst du wissen. – Warum bist du hier?«

»Ich wurde entführt«, flüsterte Fedor. Allmählich ließen die Schmerzen in seinem Unterleib nach.

Erneut lachten mehrere Jungs.

»Quatsch nicht so blöd! Warum bist du wirklich hier? Und wie heißt du überhaupt?«, fragte der, der nun wieder vor Fedors Kopf stand.

»Der Geheimdienst ließ mich entführen. Welche vom FSB.« Fedor hob den Kopf ein wenig an. »Ich heiße Fedor Sorokin. Und dass ihr es wisst: Ich lebe in Leipzig, in Deutschland. Ich bin nur als Urlauber hier. Und ich werde bestimmt nicht lange hierbleiben. Wer war der Typ eben?«

Erneut lachten die Jungs. »Nun klar, du bist ein Germane. Das glaubst du doch selbst nicht! Das eben war jedenfalls der Pope. Einer von den Aufsehern. Er heißt Popow, aber alle nennen ihn den Popen. Du hast ihn ziemlich wütend gemacht. Was war das für ein Ding, mit dem du ihn angegriffen hast? Sie erzählen, er wäre durch den ganzen Flur geflogen, mit dem Kopf gegen eine Wand geknallt und hätte einen gewaltigen roten Fleck auf dem Wanst.« Noch einmal erklang das Lachen. »Ich bin übrigens Danilo. Ich bin hier der Stubenälteste. Und deshalb musst du mir gehorchen. Und nun steh schon auf und zieh dich endlich an! Du nimmst das Bett in der Ecke, unter Piotr, unserem Hosenscheißer. Da regnet's manchmal in der Nacht, wenn Piotr zu viel getrunken hat.« Erneut lachten alle.

Einer der Jungen schimpfte mit hoher Stimme: »Stimmt ja gar nicht. Ich habe schon seit vier Tagen nicht mehr ins Bett gepinkelt.«

Fedor stützte sich mit den Armen ab und kniete nun auf dem Boden. Extrem schmerzte vor allem das rechte Handgelenk. »Mein Papa wird diesen Popen töten«, raunte er.

»Verlasst euch drauf. Langsam und schmerzvoll. Vielleicht tue ich es auch selbst.«

»Ach so? Und wo ist dein allmächtiger Vater jetzt?«, fragte eine dritte Stimme.

»Er wird mich finden, keine Angst. Papa war bei den Schwarzen Baretten und ist jetzt in einer deutschen Spezialeinheit.« Fedor hielt die linke Hand nach oben zu Danilo. »Hilfst du mir hoch?«

»Vergiss es!« Danilo half nicht.

Fedor quälte sich auf und streckte gewohnheitsgemäß die Arme aus, um Hindernisse zu erfühlen. Seine rechte Hand schmerzte bestialisch. Die Scham, nackt zu sein, war bei ihm nicht ganz so stark ausgeprägt wie bei einem sehenden pubertierenden Jungen.

»Wo sind meine Sachen?«, fragte er auf Deutsch und dann nochmals auf Russisch.

Der vierzehnjährige Danilo, der neunjährige Piotr, dessen zwölfjähriger Bruder Lew und der meist schweigende dreizehnjährige Junge Mischa, die hier im Kinderheim – das den offiziellen Namen »Podol'sker Erziehungsheim für Kinder und Jugendliche »Wladimir Iljitsch Lenin« trug und angeblich eng mit Makarenkos Lehren verbunden war – gemeinsam die kleine Stube bewohnten, erstarrten und beobachteten den außerordentlich merkwürdig auftretenden fremden Jungen.

»Was ist, ihr seid plötzlich so leise?«, fragte Fedor, der nur den Atem der Jungs hörte. »Ja, verdammt, ich bin blind. Ich kann nichts sehen und ich kann nichts dafür, dass es so ist.

Dafür kann ich aber ganz gut hören. Und jetzt höre ich gerade nichts von euch.«

Danilo blickte den kleinsten Kameraden an und machte eine Kopfbewegung. Piotr griff nach Fedors rechter Hand. Der aber zuckte zurück und biss sich auf die Zähne, denn diese Hand schmerzte sehr. Er hielt dem kleinen Jungen seine linke Hand hin. »Bitte nimm die. Ich glaube fast, bei der anderen Hand ist irgendwas gebrochen.«

»Ich heiÙe Piotr. Bist du wirklich blind? Kannst du denn gar nichts sehen? Woher weiÙt du dann, wann Tag oder Nacht ist?« Der Neunjährige führte Fedor durch den Raum. »Das Klappergestell ist unser Bett, du siehst es zwar nicht, aber du wirst es klappern hören. Du hast eine Decke, die immer ganz genau zusammengelegt sein muss. Wie du das machen sollst, ist mir aber ein Rätsel. Vielleicht helfe ich dir dabei. Am Tag dürfen wir nicht auf die Betten, nicht mal draufsetzen dürfen wir uns.« Er hob Fedors linke Hand, bis die ein schmales Bord berührte. »Und hier sind zwei Regale. Das hier ist meins und das rechte ist deins.«

»Das ist aber das linke!«, rief Danilo dazwischen. »Wann merkst du dir endlich, was rechts und was links ist, Hosenscheißer?«

Piotr ließ Fedors Hand los und kratzte sich ausgiebig die kurzen, verwirbelten Haare. »Woher soll ich das denn wissen, wenn es immer hin und her wechselt?«

Die Jungs lachten spöttisch. »Klar doch, es wechselt ...«

»Da oben muss jedenfalls dein Waschzeug drauf liegen. Und unter dem Regal steht dein Hocker«, erklärte der Kleinste weiter. »Der hat noch ein Fach unter dem Sitz. In

der Nacht müssen da die Sachen liegen. Auch zusammengelegt. Die blöden Erzieher finden das aber nie gut genug. Außer Lana vielleicht. Unten drunter – unter den Sachen – müssen die Schuhe stehen, wenn du welche hast. Und bevor wir ins Bett dürfen, müssen wir auf unseren Hockern stehen und ...«

Danilo unterbrach ihn erneut. »He, Hosenscheißer, das kriegt er früh genug mit!«

Fedor beugte sich nach vorn und suchte mit der linken Hand unter dem Hocker. Er fand einige Sachen. »Das sind aber nicht meine«, stellte Fedor jedoch sofort fest.

»Deine Sachen? Mann, wir kriegen welche aus der Lumpensammlung. Sei froh, wenn du überhaupt was anzuziehen hast.« Zum ersten Mal hatte Lew, Piotrs älterer Bruder, gesprochen. »Ich musste mal wochenlang in Unterhosen und Gummistiefeln rumrennen. Das war vielleicht peinlich. Und mitten im arschkalten Winter! Außerdem kann es dir völlig egal sein, wie die Klamotten aussehen. Du siehst sie ja doch nicht.«

»Warum lauft ihr nicht einfach weg?«, fragte Fedor, während er die Kleidungsstücke ertastete und schließlich in eine weite Hose kroch und sich in ein enges T-Shirt zwängte.

»Sie fangen dich sofort wieder ein und dann setzt es Drehsche«, antwortete Danilo. »Komm, wir suchen dir ein Paar Schuhe.«

Fedor hielt die rutschende Hose fest, die nur bis zur Mitte der Waden reichte. Er stand da und versuchte zu klicken. Allmählich gelang es ihm, wieder einige reflektierte Wellen zu empfangen. Er nahm die Umriss des Zimmers wahr,

entdeckte zwei Doppelstockbetten und ein einzelnes direkt neben der Tür. Es gab ein Fenster, die Regale und die Hocker. In der Mitte stand ein quadratischer Tisch. Das war alles.

Lew näherte sich. Er war kleiner als Danilo, aber deutlich größer als Piotr. »Du musst den Strick richtig festbinden.« Er half Fedor, zog das Band an der Hose fest und machte erst einen Knoten und dann eine Schleife. »Sonst verlierst du sie. – Was machst du da Komisches?«

Vorsichtig streckte Fedor den linken Arm aus und berührte Lews Kopf. »Das ist mein Sonar. Damit kann ich ein bisschen sehen. So ähnlich wie die Fledermäuse.«

Lew schüttelte Fedors Hand ab. »Lass das! Fass mich bloß nicht an!«, schimpfte er. »Oder bist du etwa schwul?«

»Nein, ich glaube nicht, dass ich schwul bin«, antwortete Fedor. »Wenn ich dich aber berühre, dann kann ich erfahren, wie du aussiehst. Das heißt nicht, dass ich was von dir will.«

Mit zwei kleinen Schritten wich Lew zurück. Stattdessen kam Piotr, nahm Fedors linke Hand und führte sie an seine Wange. »Und, wie sehe ich aus?«, fragte der Kleinste. »Siehst du mich jetzt?«

Fedor tastete ganz vorsichtig Piotrs Gesicht ab, schließlich dessen ganzen Kopf. »Du hast abstehende Ohren und eine kleine Nase. Du bist ziemlich dünn.« Er schnüffelte an dem Junge und hustete absichtlich. »Und ich kann riechen, dass du tatsächlich manchmal einpinkelst.«

Wieder lachten alle.

Draußen brüllte eine Stimme: »Raustreten zum Frühspport!« Ein Schlüssel klapperte an der Stubentür.

»Los jetzt!«, forderte Danilo und griff nach Fedors linker Hand. »Gleich ist Frühspport und danach Frühstück. Du brauchst ein Paar Schuhe. Deine richtigen Schuhe hat sich der Pope gegriffen. Hab ich gesehen, die hatte er gestern noch nicht.« Er zog Fedor aus dem Zimmer. Der Neuling klickte unablässig, erkannte einen Flur, von dem Türen in andere Zimmer führten. Überall waren Stimmen zu hören, die allesamt zu Jungen gehörten.

»Gibt es hier keine Mädchen?«, fragte Fedor.

»Doch. Aber die sind im Haus zwei. Wir sehen die Weiber höchstens in der Schule.«

»Schule?«

»Die ist nach dem Frühstück. Und nach der Schule ist Arbeiten angesagt.«

»Arbeiten?«

»Ja. Immer müssen wir irgendwelches Zeug zusammenbauen. Sie nennen das Ausbildung. Aber in Wirklichkeit müssen wir für einen Sohn des Heimleiters schuften. Es ist sein Betrieb. – Warte mal.« Danilo wühlte in einer Kiste, in der viele alte Schuhe lagen. Oft gab es aber nur einen einzelnen Schuh. Schließlich hatte er zwei ausgetretene Sandalen gefunden und drückte sie Fedor gegen den Bauch. »Probiere die.«

Fedor zog die Schuhe an, nachdem er ihre Form ertastet hatte, Danilo half ihm mit den Schnallen. Der blinde Junge hörte Schritte und hob den Kopf. Wieder klickte er und

seine Nasenflügel bewegten sich heftig. Die Schritte hielten unmittelbar vor ihm an.

»Erzieherin Dunja!«, flüsterte Fedor erschrocken.

Die Erzieherin zerrte Danilo am Kragen. »Sag schon, ist der Neue wirklich blind?«

»Ja, Erzieherin Dunja«, antwortete der Stubenälteste und blickte unablässig auf den Boden.

»Denkst du, er kommt tatsächlich aus Deutschland?«

»Ja, Erzieherin Dunja. Das denke ich.«

Die Frau ließ Danilo los, griff an Fedors Kinn und hob seinen Kopf noch etwas höher. »Wie ist dein vollständiger Name?«

»Das wissen Sie doch längst. Ich heiße Fedor Sorokin«, antwortete Fedor wahrheitsgemäß und zuckte zurück, denn die Frau schlug auf seine rechte Wange.

Während die Erzieherin davonschlich, raunte sie: »Fedor Sorokin! Dann haben wir uns wahrlich einen Teufel ins Haus geholt!«

»Die spinnt ja total«, flüsterte Fedor.

Danilo blieb sehr ernst. »Gut, dass du das auch schon merkst. Was ist mit deiner Mutter?«, flüsterte er auf dem Weg nach draußen.

»Sie wurde in Magnitogorsk umgebracht, als ich noch ein kleines Baby war.«

»Also kennst du sie gar nicht?«

»Nein. Ich weiß nur, dass sie mich immer ›Zuckernäschen‹ genannt hat.«

»Meine Mutter hat mich vor eine Kirchentür gelegt. Auf die obere Stufe der Blagoweschtschenski Sobor. Ein Tourist soll

mich gefunden und drinnen abgegeben haben. Wie meine Mutter mich genannt hat, werde ich nie erfahren.« Danilo winkte ab. »Aber was soll's. Geschehen ist geschehen.«

Moskau

15. April

Sorokin hatte sich unter die Passanten gemischt und beobachtete die gegenüberliegende Straßenseite, von der man im Laufschrift die Metrostation Puschkinskaya erreichen konnte. Oberst Daniel Leonidowitsch Schestakow schien nicht jeden seiner Truppenteile für den zweiten Einsatz zu nutzen, denn am Straßenrand standen nur fünf Fahrzeuge, die eindeutig zum FSB-Team und zur Abteilung URPO gehörten.

Drei der Fahrzeuge waren unbesetzt, die Mannschaft hielt sich wahrscheinlich in der U-Bahn-Station auf. An einem Fahrzeug stand ein junger Mann in Zivil, jedoch mit einem Headset bewaffnet. Im ersten Fahrzeug, dem gleichen schwarzen Mercedes Vito, von dem aus die Wohnung von Jekaterina Ruslanowna Wolkowa observiert und mit dem wahrscheinlich Fedor entführt worden war, saß die männliche anmutende Olga Antonowna Nowikowa.

Sorokin überquerte die vielspurige Chaussee, näherte sich diesem Fahrzeug und beobachtete die Frau, die kräftig und wie eine Gewichtheberin eher mit männlichen Hormonen gefüttert wirkte. Sie saß, ohne mit den Wimpern zu zucken, auf dem Fahrersitz und musterte den Ausgang der Metro